

Schauspiel
Hannover

Heimsuchung

nach dem Roman von Jenny Erpenbeck

Kein Material ist so gut wie die Wirklichkeit.

Jenny Erpenbeck

Heimsuchung

nach dem Roman von Jenny Erpenbeck
in einer Fassung von Tobias Kluge

Die unberechtigte Eigenbesitzerin

Anne Stein

Der Gärtner

Kilian Ponert

Klara / Die Frau des Architekten

Anna Blomeier

Grete / Das Mädchen (Doris)

Ann Ayano

Hedwig / Hermine / Die Schriftstellerin

Oana Solomon

Emma / Die Unterpächterin / Maklerin

Anja Herden

Der Architekt / Arthur / Der Unterpächter

Mohamed Achour

Der Tuchfabrikant (Ludwig) / Kunde

Jan Meeno Jürgens

Der Rotarmist / Der Kinderfreund

Abel Haffner

Kinderstatistinnen Doris

Ada Casabianchi / Noha Hussein

Stimme Elisabeth jr.

Sibel Akin

Inszenierung: Adrian Figueroa

Bühne: Irina Schicketanz

Kostüm: Malena Modéer

Musik: Ketan Bhatti

Video: Guillaume Cailleau

Mitarbeit Video: Elena Tili

Licht: Hendrik Möschler

Dramaturgie: Tobias Kluge

Regieassistent: Luis Dekant, Seline Seidler

Bühnenassistent: Margarete Albinger

Kostümassistent: Lia Hossain, Lisa Rilka

Soufflage: Tanja Kleine

Inspizienz: Stephanie Schmidt

Regiehospitant: Betül Arpac

Kostümhospitant: Oliver Hinze

Dramaturgiehospitant: Greta Hufnagel

Für die Aufführung verantwortlich

Theatermeister: Martin Bill

Konstruktion: Jasper Giesen

Ton: Markus Folberth, Felix Klatte

Video: Milan Fitze, Tobias Naumann,

Christian Schäfer

Requisite: Thomas Heinevetter,

Uwe Heymann, Gabriele Rosenbrock

Maske: Anorte Brillowski,

Cornelia León-Villagrà, Maja-Ann Mayer

Ankleidedienst: Sven Edelman,

Anita Garcia, Andrea Maixner,

Sarah Weiskittel

Leitung der Abteilungen

Technische Direktion: Ilka Licht

Technische Leitung Schauspielhaus:

Oliver Jentzen

Werkstätten: Nils Hojer

Beleuchtung: Oliver Hisecke

Ton und Video: Lutz Findeisen

Requisite: Ute Stegen

Kostümdirektion: Andrea Meyer

Maske: Guido Burghardt

Malsaal: Thomas Möllmann

Tapezierwerkstatt: Fabian Doant

Schlosserei: Bernd Auras

Tischlerei: Michael Mäker

Maschinentchnik: Dirk Scheibe

Dauer: ca. 1 Stunde, 50 Minuten,

keine Pause

Aufführungsrechte: The Wylie Agency

Heimsuchung © 2007 Albrecht Knaus

Verlag, Teil der Verlagsgruppe Random

House GmbH, München, Deutschland.

Alle Rechte vorbehalten

Schauspielhaus

Premiere
10.10.2025

Im Zuge
von Umbrüchen
werden Menschen von
einem Tag auf den
nächsten
zu anderen.
Das kann,
je nach Perspektive,
ein beinahe
gespenstischer
Vorgang sein.
Manchmal werden
sie sich dabei
selbst zu Fremden.

Jana Hensel

Worum geht's?

Bis in die 30er-Jahre bezeichnete das Wort *Heimsuchung* den juristischen Tatbestand des Hausfriedensbruchs. Auch Jenny Erpenbeck bricht in ihrem gleichnamigen Roman mit dem Frieden eines Hauses und seiner Bewohner*innen — und macht dafür die deutsche Geschichte zur Täterin.

Kapitel für Kapitel schreitet „Heimsuchung“ die Geschichte Deutschlands vom Kaiserreich bis in die Nachwende-Zeit ab. Das bereits erwähnte Haus und sein Grundstück am brandenburgischen Scharmützelsee wechseln dabei beständig die Eigentumsverhältnisse: Mit jedem neuen Besitzenden zieht ein neues politisches System ein — und verdrängt das alte. Aber das Alte lässt sich oft nicht einfach auskehren, es hinterlässt Spuren und Sedimente. So überlagern sich im Haus und in der Erinnerung seiner Bewohner*innen die Schichten der Zeit und der in sie geworfenen Lebensentwürfe.

Mit „Heimsuchung“ hat Jenny Erpenbeck einen Heimat-Roman geschrieben, der das Genre der Heimat-Literatur selbst thematisiert und unterwandert: Diese romantisiert klassischerweise das ländliche Leben als Idyll. Erpenbeck bedient diese Romantik, reißt ihr aber auch die liebliche Maske herunter, indem sie das Ländliche als Tatort entlarvt. Zum Beispiel als Tatort der Enteignung einer jüdischen Tuchfabrikanten-Familie, deren Grundstück von einem benachbarten Architekten „arisiert“ und übernommen wird. Letzterer verliert wiederum Haus und Land, als er mit der jungen DDR in einen Konflikt gerät. Die Handtücher, die der Architekt von der jüdischen Familie übernommen hat,

bleiben bei seiner eigenen Flucht als Erbe für die zukünftigen Besitzer*innen zurück. Das Neue ist immer vorbelastet — ähnlich wie das Konzept der Heimat, das Jenny Erpenbeck mit ihren Figuren der dialektischen Uneindeutigkeit und Ambivalenz übergibt.

„Heimat, das ist etwas, das man wahrscheinlich erst bemerkt, wenn man es verloren hat.“, beschreibt Jenny Erpenbeck selbst in einem Interview und bezieht sich damit auf einen eigenen Verlust von Heimat. Denn ein Haus mit einer wechselhaften Geschichte gab es auch in ihrer Familie: Es war das Ferienhaus von Jenny Erpenbecks Großmutter Hedda Zinner, Schauspielerin, DDR-Schriftstellerin und Jüdin. Erpenbeck verbrachte die Sommer ihrer Kindheit in diesem Haus und verlor es nach der Wende, als es an westdeutsche Alt-Eigentümer*innen zurückübertragen wurde.

Ist Heimat ein Ort? Oder ein Gefühl? Kann man Heimat mitnehmen oder bewahren? Und kann man sie auch loswerden, wenn sie zum Ballast wird? Jenny Erpenbecks Figuren wagen den Versuch von Antworten und erinnern daran, wie brüchig, offen und dynamisch Heimat und Heimaten sind — und wie sehr sie doch jede*r von uns braucht. „Können Sie sich überhaupt ohne Heimat denken?“, hat Max Frisch in seinem berühmten Fragebogen aufgeworfen. Nein, wahrscheinlich nicht. Aber zum Glück können wir unsere Heimaten wechseln und neue finden, auch wenn das einen Preis hat.

Immer wieder.



Who's who?

Verfolgen Sie die Biografien der Haus- und Grundstückbewohner*innen in chronologischer Reihenfolge — und die mit ihnen wechselnden Besitzverhältnisse.

Klara Wurrach Tochter eines Großbauern am Scharmützelsee in Brandenburg. Sie wird um 1900 geboren und hat drei Schwestern. Als Erbteil steht ihr ein Waldgrundstück am See zu, dessen Eigentümerin sie jedoch niemals wird, da sie jung an einem psychischen Leiden erkrankt. Ihr Vater verkauft das Grundstück daraufhin zu drei Teilen, u. a. einem jüdischen Tuchfabrikanten aus Guben und einem Architektenpaar aus Berlin. Klara begeht Suizid.



Der Architekt Käufer eines Teils von Klaras Grundstück. Dort baut er ein Ferienhaus, das er um 1935 bezieht. Während des NS kauft er seinen jüdischen Nachbarn deren Grundstück ab und „arisiert“ es. Nach dem zweiten Weltkrieg setzt er seine Karriere in der Ost-Zone fort. Der Kauf von Schrauben in West-Berlin wird ihm zum Verhängnis: Zu verdächtig macht er sich mit diesem Kauf in den Augen der jungen DDR. Zusammen mit seiner Frau flieht er 1952 nach West-Berlin.

Sie weiß sehr genau, woher sie kommt

Jenny Erpenbeck ist die literarische Stimme Deutschlands in der Welt. Ein Porträt

Unauffälliger kann man eigentlich nicht sein. Kein Name, kein Alter, kein Körper, ein Mädchen ohne Eigenschaften: Mit der Erfindung dieser beinahe unsichtbaren Heldin trat die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck in die Welt. „Die Geschichte vom alten Kind“ ist 1999 erschienen. 25 Jahre später ist die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck der internationale Star der deutschen Literatur. Zum sechsten Mal in ihrer Karriere wurde sie jetzt für den — im Anerkennungsranking gleich hinter dem Nobelpreis rangierenden — international Booker Prize nominiert. Außer dem verstorbenen W. G. Sebald ist sie auch die einzige Deutsche, die ihn 2015 schon einmal gewonnen hat. Die New York Times und der New Yorker sehen sie als kommende Nobelpreisträgerin.

Auch in Deutschland wurden ihre Werke von Beginn an freundlich rezipiert. Aber von der Euphorie der internationalen Rezeption sind wir hier doch meilenweit entfernt. Ihr jüngster Roman „Kairos“, eines der besten literarischen Werke über den Untergang der DDR, der jetzt international so gefeiert wird, war weder für den Preis der Leipziger Buchmesse noch für den Deutschen Buchpreis auch nur nominiert. Das ist schon eine ziemlich auffällige Diskrepanz.

Jenny Erpenbecks Werk ist vielleicht ganz besonders tief in der ostdeutschen Welt verwurzelt, drei Generationen tief sozusagen. Nach ihrem Großvater, dem Kommunisten und Schriftsteller Fritz Erpenbeck, ist eine Straße im Osten Berlins benannt, in der bis heute ihr Vater, der Physiker und Autor John Erpenbeck, noch lebt. Ihre Mutter

war die renommierte Arabistin Doris Kiliass, ihre Großmutter die Schriftstellerin Hedda Zinner. Ihre Eltern waren keine Dissidenten, gehörten zur geistigen Elite der DDR, die Großeltern hatten die Nazizeit im Moskauer Exil überlebt. Jenny Erpenbeck schließt in ihrem Werk direkt dort an, nimmt den Faden auf, den ihr Vater nach der Wende liegen ließ. In „eine angenehme Emigration“ ist er 1990 gegangen, so hat er es einmal gesagt. Jenny Erpenbeck lebt ihre Familientradition fort. Ja, sie lebt geradezu in dieser Tradition. Ihre Wohnung in Berlin ist eine Art belebtes literarisches Familienmuseum, Briefe Thomas Manns, Erich Mühsams, ein Fetzen der Tapete aus dem Sterbezimmer Richard Wagners, ein kleiner Kanister Olivenöl aus dem Moskauer Exil, ein Fotoapparat, mit dem ihr Großvater Georg Lukács fotografierte.

„Die Freiheit war ja nicht geschenkt. Sie hatte einen Preis, und der Preis war mein gesamtes bisheriges Leben.“

Jenny Erpenbecks Werk ist aus einem tiefen Krisenbewusstsein geboren. Sie selbst war 22 Jahre alt, als die Mauer fiel, und der Staat, in dem sie aufgewachsen war, verschwand. Und die Freiheit über sie kam. Aber: „Die Freiheit war ja nicht geschenkt“, hat sie einmal gesagt. „Sie hatte einen Preis, und der Preis war mein gesamtes

bisheriges Leben.“ All ihre Werke haben auf ganz unterschiedliche Weise mit dem Verschwinden zu tun. Mit dem Untergang eines Landes, auch mit dem plötzlichen Verschwinden der Grundlage des Lebens. „Mein Großvater stand auf der Ausbürgerungsliste der Nazis“, sagt Jenny Erpenbeck jetzt hier inmitten der Briefe, Bücher, Bilder, Unterlagen ihrer Familie. Das Bewusstsein einer tiefen Unsicherheit, der Möglichkeit, dass plötzlich die Existenzgrundlagen einfach verschwinden, das hat sie geerbt und erlebt. Das liegt all ihren Büchern zugrunde, egal ob sie am Beispiel des Hauses ihrer Großmutter am Scharmützelsee das ganze deutsche Jahrhundert im Leben der wechselnden Bewohner*innen gespiegelt sieht, wie in ihrem Roman „Heimsuchung“, oder die Konsequenzen aus all dem in der Gegenwart in ihrem Flüchtlingsroman „Gehen, ging, gegangen“.

Jenny Erpenbecks Werk ist jetzt in der Welt zu Hause. In 30 Sprachen wurden ihre Bücher übersetzt. Es ist herrlich, ihr zuhörtend auf ihren Lesereisen durch die Welt zu folgen. Sie war in Australien, Syrien, Island, Kanada, Mexiko, sie erzählt begeistert von Jakarta, wo ihr Roman „Heimsuchung“ als Theaterstück auf die Bühne gebracht und mit größter Selbstverständlichkeit als indonesisches Stationendrama einer Heimat-suche verstanden wurde. In Usbekistan wurde sie mit Fahnen und Spalier empfangen. „Schriftsteller gelten dort als absolut hochrangig und rangieren im Ansehen direkt unter dem Präsidenten“, sagt sie. Auf der Bühne wurde sie von den Schüler*innen zum Beispiel gefragt: „Wann haben Sie zum letzten Mal gelogen?“ Jenny Erpenbeck sagt staunend: „Das führt dann direkt ins Existenzielle.“

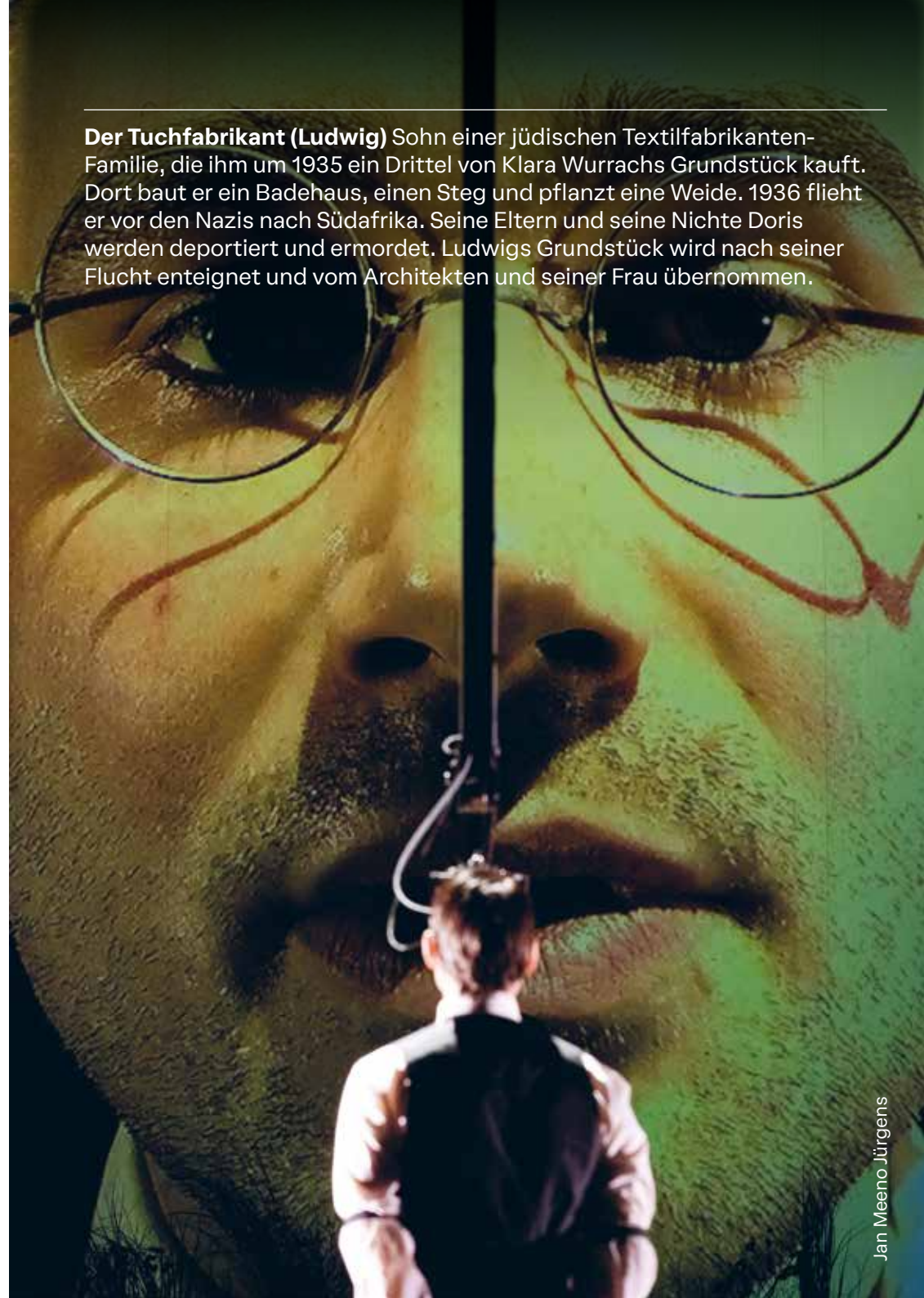
Jenny Erpenbeck ist die literarische Stimme Deutschlands in der Welt. Das hat naturgemäß primär literarische Gründe. Seit gut sechs Jahren wird sie dabei jedoch von einer echten Weltmacht im internationalen Buchmarkt unterstützt: der Literaturagentur Andrew Wylie, die eine sehr große Zahl internationaler Nobelpreisträger*innen unter Vertrag hat. Und bei Wylie bewirbt man sich auch nicht. Wylie kommt zu dir. Jenny Erpenbeck beschreibt sehr eindrucksvoll die Kontaktaufnahme der Agentur, das unglaublich umfangreiche Dossier, das man über ihr Werk, die Rezeption und die Vertretungen im Ausland zusammengestellt hatte. Die Agentur sucht sehr sorgfältig die bestmöglichen Verlage für das Werk

seiner Autor*innen im jeweiligen Land aus. Seit Wylie das Werk von Jenny Erpenbeck vertritt, sind zehn weitere Sprachräume hinzugekommen.

Am 21. Mai 2024 wird die diesjährige Preisträgerin des International Booker Prize in einer feierlichen Zeremonie in der Tate Modern in London bekannt gegeben. Jenny Erpenbeck wird direkt aus Los Angeles nach London einfliegen. Sie liest dieses Jahr bei den PEN-Festivals in New York und Los Angeles. Sie erzählt von all dem mit einer schönen Mischung aus ungläubigem Stolz und angemessener Selbstverständlichkeit. Sie weiß einfach sehr genau, woher sie kommt. Das Kind am Anfang ihres Schreibens vor 25 Jahren, das, „umgeben von nichts“, sich nach einem Ort sehnte, ganz unten, an dem es nicht tiefer fallen kann — das hatte auch viel mit ihr selbst zu tun. Denn Jenny Erpenbeck selbst war, als sie 27 Jahre alt war, noch einmal zur Schule gegangen. Hatte sich in eine Klasse von 17-Jährigen eingereiht, als gehöre sie dazu. Und war nicht weiter aufgefallen. Sie wollte diese Erfahrung machen, sich in der eigenen Biografie noch einmal weit zurückfallen lassen. „Ganz unten“ beginnen sozusagen. Um eine Erfahrung am eigenen Leib zu spüren. Nicht um die eins zu eins aufzuschreiben, sondern sie zu verwandeln, in Literatur. Sie erfahrbar machen für die Leser*innen. Und nachdem eine Heimat, eine fundamentale Sicherheit, für immer verloren gegangen war, auf sicherem Grund ein neues Leben zu beginnen und ein Schreiben, um mit diesem eines Tages die Welt zu erobern.

Volker Weidermann

Der Tuchfabrikant (Ludwig) Sohn einer jüdischen Textilfabrikanten-Familie, die ihm um 1935 ein Drittel von Klara Wurrachs Grundstück kauft. Dort baut er ein Badehaus, einen Steg und pflanzt eine Weide. 1936 flieht er vor den Nazis nach Südafrika. Seine Eltern und seine Nichte Doris werden deportiert und ermordet. Ludwigs Grundstück wird nach seiner Flucht enteignet und vom Architekten und seiner Frau übernommen.



Gesetzt den Fall,
Heimat
kennzeichnet sich
für Sie durch
waldiges Gebirge mit
Wasserfällen:
Rührt es Sie,
wenn Sie in einem
andern Erdteil
dieselbe Art von
waldigem Gebirge
mit Wasserfällen
treffen, oder
enttäuscht es Sie?

Max Frisch



Anna Blomeier

Die Frau des Architekten Gelernte Stenotypistin und zweite Frau des Architekten. Er lässt sie als Eigentümerin des gemeinsamen Ferienhauses eintragen, das er nach ihren Wünschen entwirft. Im Frühjahr 1945 versteckt sie sich im Haus vor der Roten Armee. Sie wird entdeckt und vergewaltigt. 1952 flieht sie mit ihrem Mann nach West-Berlin, nachdem dieser mit der jungen DDR in einen Konflikt geraten ist. Sie vererbt das Haus und das Grundstück an ihre Nichten, da sie keine Kinder hat.



Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod.

Arabisches Sprichwort

Das Mädchen (Doris) Nichte des jüdischen Tuchfabrikanten Ludwig. 1942 wird sie nach Warschau deportiert. Als das dortige Ghetto geräumt wird, versteckt sich Doris in einer Kammer, wird jedoch entdeckt und in einem Lager ermordet. Die Figur des Mädchens ist angelehnt an das Schicksal von Doris Kaplan, deren historische Spuren sich in Warschau verlieren. Sie wurde mit großer Wahrscheinlichkeit in Treblinka ermordet.



Doris Kaplan

Geboren 1931 in Guben

Ab März 1940 ohne die Eltern in Berlin, Luitpoldstr. 5 bei Meissingers

Ab Februar 1942 in der Luitpoldstr. 21 bei Schlomes

Besuch der Jüdischen Schule in der Joachimsthaler Straße

Ostern 1942 Deportation ins Warschauer Ghetto

Über Doris Kaplan

Als sich Jenny Erpenbeck für „Heimsuchung“ mit der Geschichte ihres großelterlichen Ferienhauses auseinandersetzt, findet sie heraus, dass dessen Grundstück ursprünglich aus zwei Teilen bestand. Ein Teil gehörte einst dem jüdischen Tuchfabrikanten Heinz Engel und wurde nach dessen Flucht vor den Nazis enteignet und an das Nachbargrundstück angegliedert. Engels Nichte Doris Kaplan verbrachte womöglich die Sommer ihrer Kindheit auf dem Grundstück. Eine Spurensuche

„Many happy returns of the day!“ wünscht die neunjährige Doris ihrer Großmutter Hermine Engel 1939 zu deren 56. Geburtstag. Die Welt scheint in Ordnung zu sein: ein Kind, das Englisch in der Schule lernt, und seinen Großeltern stolz in der fremden Sprache Postkarten schreibt. Doris kann nicht wissen, dass ihre Großmutter Hermine Engel nur noch zweimal die Wiederkehr ihres Geburtstages erleben wird: 1942 ersticken Hermine und ihr Mann Arthur in einem Gaswagen in der Nähe von Lodz.

Aber auch 1939, als Doris die Karte schreibt, ist die Welt schon längst nicht mehr in Ordnung. Onkel Heinz ist bereits nach Südafrika geflohen, die Großeltern sind nach dem Verlust ihrer Fabrik und der Sperrung ihrer Konten von Guben nach Berlin übersiedelt, Doris' Vater, der Arzt Ernst Kaplan, sitzt im KZ Buchenwald, die Listen für die Einrichtungsgegenstände, die die Familie Kaplan bei der Auswanderung mitnehmen will, sind schon geschrieben.

Nachdem die Nazis an die Macht gekommen sind, darf Doris' Vater nur noch eingeschränkt praktizieren. Ab 1938 auch gibt es neue Namen: Doris' Vater muss nun mit „Denny Kaplan“ unterschreiben, seine Frau nennt sich gezwungenermaßen „Thana“ — und aus Doris wird „Cilla“.

Im März 1940 geben Elisabeth und Ernst Kaplan die damals noch nicht ganz neunjährige Doris nach Berlin. Sie hoffen wohl darauf, dass Doris in der Großstadt den Hänseleien über ihre jüdische Herkunft nicht so ausgesetzt sei wie in Guben.

Die ersten zwei Jahre wohnt Doris in Berlin in der Luitpoldstr. 5, bei Meissingers, einer Gastfamilie. Zwei Jahre lang schreibt sie regelmäßig an ihre Eltern — sogenannte „Sonntagsbriefe“. Während der Woche schreibt sie nicht, um das Porto zu sparen.

Liebe Mutti und lieber Papi!

Wie geht es Euch? In der Schule war es sehr schön. Ich hatte nur nicht am Donnerstag das Englische Buch und das Tageheft in der Schule, weil es noch im Koffer war.

Am Donnerstag hatten wir nur in Englisch etwas auf, wie „How is your Brother? My brother is alright or is very well.“ Am Freitag hatten wir nichts auf. Was macht Ihr immer? Mutti wann kommt Ihr nach Berlin? Jetzt schreibe ich euch auf, wann ich immer aus der Schule komme: Montag um 13:15 Uhr, Dienstag 12:30 Uhr, Mittwoch 14:00 Uhr, Donnerstag 13:15 Uhr, Freitag 14:00 Uhr.

Heute schreibe ich nur von der Schule.

Bitte behaltet meine Post!

Viele Grüße an Euch

Eure Doris

Brief Doris' an ihre Mutter vom 3.8.1941

Im Dezember 1941 steckt sich Dr. Kaplan durch den Kontakt mit seinen Patienten mit Flecktyphus an und kommt nur noch als Sterbender zurück nach Guben. Den letzten Brief, den Doris von ihm erhält, soll sie ver-



brennen, trägt ihr die Mutter auf: wegen der Ansteckungsgefahr.

Anfang Februar 1942, noch zehnjährig, siedelt Doris zur Familie Schlome in die Luitpoldstr. 21 über.

Für Ostern 1942 wird eine Reise nach Guben geplant, auf die Doris sich sehr freut, zumal der Geburtstag ihres verstorbenen Vaters, der 2. April, in diesem Jahr auf den Gründonnerstag fällt. Wenig später wird klar, dass die Osterferien kein Heimurlaub für Doris werden, weil der Termin für ihre Deportation auf den Mittwoch vor Ostern, den 1.4.1942, festgesetzt ist.

Die zehnjährige Doris darf, um deportiert zu werden, nicht eher aus der Schule genommen werden. Nach dem regulären Unterricht also bringt wohl Frau Schlome sie genau am Gründonnerstag, dem 2. April, dem Geburtstag von Doris' verstorbenem Vater, zum Zug. Zum ersten Mal reist Doris allein, um zu dem Transport zu stoßen, auf dem sich ihre Mutter schon befindet. Gemeinsam werden sie ins Warschauer Ghetto deportiert.

Das Warschauer Ghetto ist zu dieser Zeit extrem überfüllt, es herrscht der bitterste Hunger, Unzählige sind schon an Flecktyphus gestorben.

Am 22.6.1942, da sind Doris und ihre Mutter nachweislich noch am Leben, wird in Guben der gesamte Inhalt der Container der Familie Kaplan versteigert. Unter der laufenden Nummer 133 findet sich die Ziehharmonika, die Doris' Vater einst bei der geplanten Auswanderung nach Brasilien hatte mitnehmen wollen.

Am 17. Juli werden 1700 Juden aus dem Quarantänegebäude aufs Ghetto verteilt. Elisabeth und Doris Kaplan werden offenbar, das ist der Nachricht einer anderen Deportierten zu entnehmen, ins Haus der ehemaligen Judaistischen Bibliothek, Gartenstraße 27, gebracht.

Am 22. Juli beginnt die sogenannte „Große Aktion“, bei der bis zum 6. September zwischen 6000 und 9000 Menschen täglich in Waggons verfrachtet und nach Treblinka in die Gaskammer geschickt werden.

Am 28. Juli halten Doris und ihre Mutter sich noch immer, das ist die letzte schriftlich belegte Nachricht, im ehemaligen Haus der Judaistischen Bibliothek auf.

Aus der Tatsache, dass die Familie noch im Herbst '42 durch jemand anderen Nachricht erhielt, dass Doris und ihre Mutter auf den Straßen des Warschauer Ghettos gesehen

wurden, könnte man schließen, dass Doris' Mutter als Arbeitskraft, also vielleicht als Krankenschwester im Ghetto-Krankenhaus, gebraucht wurde und daher der ersten „Großen Aktion“ entging. Es müsste ihr dann allerdings auch gelungen sein, Doris zu verstecken oder zu tarnen, weil die Kinder dieser Arbeitskräfte keine Lebensmittelmarken mehr erhielten und deportiert wurden.

Im Januar 1943 folgt im Warschauer Ghetto eine zweite „Kleine Aktion“, die am Widerstand der jüdischen Bevölkerung nach wenigen Tagen scheitert. Im April dann, als das Ghetto zu „Führers Geburtstag“ endgültig „judenfrei“ gemacht werden soll, erheben sich die Mitglieder der jüdischen Untergrundbewegung in einem Aufstand. Ihr Widerstand ist verzweifelt und für die Nazis überraschend erfolgreich. Aus Wut brennen diese daher im April 1943 das gesamte Ghetto nieder.

Therese Richter, geborene Engel, der Tante von Doris, gelingt im letzten Moment mit einem falschen Pass die Flucht von Berlin nach Schweden. Drei Jahre nach dem Krieg nimmt sie es auf sich, ihre Schwester Elisabeth und deren Tochter Doris für tot erklären zu lassen: In ihrem Antrag nimmt sie die Niederschlagung des Warschauer Aufstands als letztmögliches Datum an, an dem die beiden noch am Leben gewesen sein könnten.

Von den Lebensmittelkarten der im Ghetto Verstorbenen sind nur sehr wenige nach dem Krieg wiedergefunden worden, darunter finden sich die Namen „Thana“ und „Cilla“ Kaplan nicht. Die Namen der in Verstecken Verhungerten und Verschütteten kennt niemand. Über diejenigen aber, die in die Waggons gepfercht wurden, um nach Treblinka gebracht zu werden, haben nicht einmal mehr die deutschen Beamten Listen geführt.

Am Ende des Krieges, als klar wird, dass der Krieg verloren ist, lassen die Nazis die Leichen der in Treblinka Vergasten noch einmal ausgraben und auf einem großen Rost verbrennen. Die Asche streuen sie rings um das Lager aus und pflanzen Kiefern an. Heute ist dort ein Wald.

Jenny Erpenbeck

Dieweil der Tag lang und die Welt alt ist, können viel Menschen an einem Platz stehn, einer nach dem andern.

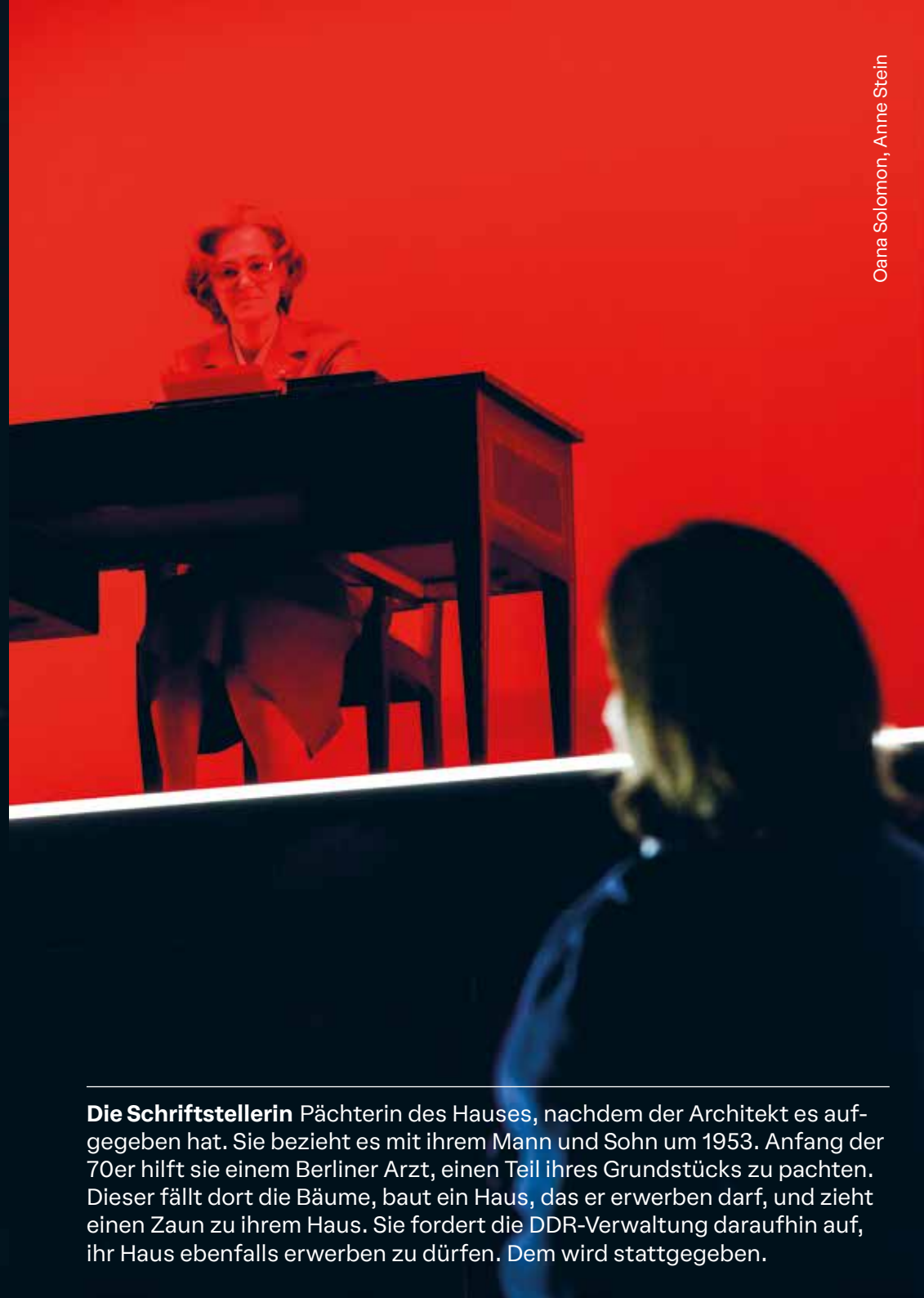
Georg Büchner



Der Rotarmist Major der Roten Armee, die im Frühjahr 1945 auf Berlin vorrückt. Seine Familie wurde bei Hitlers Vorstoß auf die Sowjetunion ermordet. Er besetzt mit seinen Männern mehrere Tage das Haus, während der Architekt in Berlin sein Büro rettet und seine Frau sich in einem Geheimschrank versteckt. Der Rotarmist entdeckt und vergewaltigt die Frau des Architekten, bevor er am nächsten Tag mit seinen Männern weiter Richtung Berlin zieht.



Anne Stein, Abel Haffner



Die Schriftstellerin Pächterin des Hauses, nachdem der Architekt es aufgegeben hat. Sie bezieht es mit ihrem Mann und Sohn um 1953. Anfang der 70er hilft sie einem Berliner Arzt, einen Teil ihres Grundstücks zu pachten. Dieser fällt dort die Bäume, baut ein Haus, das er erwerben darf, und zieht einen Zaun zu ihrem Haus. Sie fordert die DDR-Verwaltung daraufhin auf, ihr Haus ebenfalls erwerben zu dürfen. Dem wird stattgegeben.

Oana Solomon, Anne Stein

Während sie
zurückschaut,
verschwistert
sich die Zeit
mit sich
selbst und
wird flach.

Heimsuchung



Der Engel der Geschichte

Es gibt ein Bild von Paul Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.

Walter Benjamin



Kilian Ponert

Anja Herden, Mohamed Achour



Die Unterpächter Die Schriftstellerin und ihre Familie verpachten die Werkstatt und den Steg in den 80er-Jahren an ein Paar aus der Kreisstadt. Die Unterpächterin ist das Kind von Ostvertriebenen, der Unterpächter hat einen gescheiterten Fluchtversuch aus der DDR hinter sich. Nach der Wende muss die Enkelin der Schriftstellerin den Unterpächtern kündigen, da die Erb*innen der Frau des Architekten Anspruch auf das Grundstück anmelden.

Selbstbefragung

1989, fünf Jahre vor ihrem Tod, erinnert sich die Schriftstellerin Hedda Zinner, Jenny Erpenbecks Großmutter, an ihr Exil in Moskau und Ufa während des Nationalsozialismus

Das Jahr 1937 ging zu Ende. Wir hatten gehört, daß man die Leute, die verhaftet werden sollten, meist nachts holte. Wir schliefen unruhig, fuhren beim leisesten Geräusch hoch, atmeten erst auf, wenn es heller wurde.

Abgelaufene Pässe

Es war soweit. Viele Nächte hatte ich davon geträumt, alles in Gedanken durchgespielt, dem Beamten hinter dem Schalterfenster, der mich aufforderte, meinen Ausweis in der deutschen Botschaft verlängern zu lassen, geantwortet, warum ich es nicht könne, es niemals tun werde! Die Aufforderung war nichts Neues, nur, daß es diesmal wirklich geschah. Natürlich lehnten wir ab. Wir würden nicht in die deutsche Botschaft gehen, komme, was da wolle! Aber was tun? Ohne gültigen Ausweis durfte uns der Dwornik [Hausmeister] nicht wohnen lassen, sonst machte er sich strafbar! Wir suchten alle Stellen auf, bei denen wir hofften, sie könnten uns helfen. Überall stießen wir auf das gleiche stumme Eingeständnis der Ohnmacht. Und daß man auch nicht wisse, wer helfen könne. Alle hatten Angst, wenn es auch keiner eingestand. Fritz arbeitete weiter, trotz seines ungültigen Ausweises.

Selbstanklagen

Wir erlebten eine Parteisitzung, die uns zutiefst deprimierte. Schriftsteller, Genossen, die sich selbst bezichtigten, falsch, parteifeindlich gehandelt zu haben, die behaupteten, mit diesem oder jenem gesprochen zu haben und dadurch falsche Schlüsse provoziert zu haben. Ich hatte manchmal den

Eindruck, Ausbrüche von Hysterikern und Nervenkranken zu erleben.

Gewissensnöte

Ich saß im Café Paris, war mitten in einer Reportage, die der Rundfunk von mir haben wollte, als mich jemand ansprach. Es war eine junge Frau, die ich nicht kannte. An der Hand führte sie ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren. „Sie sind doch Hedda Zinner?“ fragte die Frau. „Ich war bei Ihnen zu Hause, man hat mir gesagt, daß Sie oft hier sind.“ „Ja, bitte?“ „Mein Mann heißt Julius Unruh“, fuhr die Frau fort. „Er war in Engels am Theater. Sie haben ihn gekannt.“ „Ja“, bestätigte ich erstaunt. „Ich kannte ihn. Aber ...?“ Das Kind begann zu weinen. „Mein Mann wurde verhaftet“, sagte sie nach einer Weile. „Sie haben auch andere Schauspieler geholt. Warum, weiß kein Mensch. Ich bin hergekommen, weil hier deutsche Genossen sind. Wir haben keine Bleibe, wir haben kein Geld, was sollen wir tun? Niemand hilft uns.“ Jetzt schluchzte auch die Frau. „Können Sie uns nicht aufnehmen? Nur für eine Nacht?“

Ich ließ der Frau und dem Kind etwas zu essen bringen, und dann tat ich etwas, das ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde, so schäme ich mich. Ich gab ihr etwas Geld, viel hatte ich ja auch nicht, und sagte ihr, daß ich sie nicht aufnehmen könne. Ich zahlte und ging. Der verzweifelte, hilflose Blick der Frau verfolgte mich. Ich hatte mich unmenschlich benommen. Meine Versuche, mich vor mir selbst zu rechtfertigen, scheiterten.



Hedda Zinner, 1948



Der Kinderfreund Freund der Enkelin der Schriftstellerin. Er verbringt mit ihr die Sommer seiner Kindheit im Haus und Garten. Nach der Wende fordern die Erb*innen der Frau des Architekten Haus und Grundstück zurück. Es folgt ein Rechtsstreit, während dem Haus und Garten nicht genutzt werden. Der Kinderfreund sieht in dieser Zeit nach dem Rechten.

Feinde?

Es war erstaunlich: Deutsche hatten die Sowjetunion überfallen, obwohl ein Nichtangriffsvertrag mit ihr bestand. Wir waren Deutsche, man hörte es an unserer Sprache, an unserer Aussprache des Russischen. Aber wir begegneten keinen Feindseligkeiten, den meisten Menschen hier blieb bewußt, daß wir keine Nazis waren. Man war freundlich zu uns, wir spürten sogar etwas wie Mitgefühl. „Euch haben Sie vertrieben, und jetzt kommen sie auch noch her“, sagte Marussja. „Aber wir werden mit ihnen fertig werden.“ Leider sah es nicht danach aus. Man war auf diesen Überfall nicht vorbereitet gewesen.

Eine Anordnung

Fritz und ich wurden aufgefordert, uns bei Walter Ulbricht einzufinden. Walter teilte uns mit, daß wir mit der Komintern nach Ufa evakuiert würden. Wir seien beide fähige Journalisten, und man habe die Absicht, uns als solche beim Aufbau von Rundfunkstationen zu verwenden.

Als wir zum Bahnhof kamen, bot sich uns ein erschreckendes Bild. Tausende von Menschen standen, hockten, lagen mit ihrem Gepäck, Koffern, Säcken, vollgestopften Bettbezügen, auf der Erde.

Wir drängten uns durch die Menschenmenge, so gut wir konnten. Die Leute schimpften hinter uns her, aber wir hüteten uns, darauf zu antworten. Es wäre vielleicht doch nicht angebracht gewesen, wenn man uns hier als Deutsche erkannt hätte. Ich kämpfte gegen meine Übelkeit und war froh, als es endlich hieß, unser Zug sei bereit. Der Waggon war überfüllt. Genossin Schälke brachte mir meine Schreibmaschine und ein Paar Hausschuhe von dem Genossen Maron, dem sie erzählt hatte, daß ich mit nassen Füßen herumlaufe. Ich war ganz gerührt von der Freundlichkeit und Fürsorge der Genossen, die mich kaum kannten.

Unsere Arbeit

Wir schrieben unsere Sendungen im ehemaligen Pionierpalast von Ufa. Die Arbeit verschaffte uns Einblicke, die wir sonst nicht hätten bekommen können. Wir sichteten das Material: abgetippte Meldungen deutscher, englischer, norwegischer, finnischer und anderer Sender, Ausschnitte nationalsozialistischer und anderer westlicher Zeitungen; Briefe gefallener deutscher Soldaten, die sie aus der Heimat erhalten hatten und bei sich trugen, als sie getroffen wurden, oder auch

solche, die sie selbst geschrieben hatten und an ihre Angehörigen in der Heimat schicken wollten, wozu sie aber nicht mehr kamen. Das Lesen solchen Materials war oft aufregend und deprimierend.

Heimkehr

Moskau, Juni 1945. Ein Mieter der Gemeinschaftswohnung, in der sich unser Zimmer befand, klopfte: „Gedda Alfredowna, Sie werden verlangt.“ Wer kann mich so früh anrufen? Am Telefon eine ruhige, tiefe Stimme, deutsch: „Du kannst packen, Hedda, Mittwoch fliegst du.“ Wilhelm Piecks Stimme.

In unseren Gedanken lebten wir bereits in Deutschland. Es würde schwer sein in der ersten Zeit, aber das wußten wir, das erschreckte uns nicht. Wovor wir Angst hatten, das waren die Begegnungen mit Menschen, die, angesichts der schrecklichen Dinge, die geschehen waren, dem totalen Krieg noch zugejubelt hatten. Wer von ihnen war beteiligt gewesen an dem Ausrottungsfeldzug gegen die Juden, gegen Kommunisten, Sozialisten, Andersdenkende? Wir würden mißtrauisch sein bei allen, aber auch sie würden mißtrauisch uns gegenüber sein. Ob wir zueinanderfinden werden, finden können? Wir träumten alle der Zukunft entgegen, jeder baute sich die seine auf. Lange konnte es nicht mehr dauern. Salut und wieder Salut!

Hedda Zinner



Die unberechtigte Eigenbesitzerin Enkelin der Schriftstellerin und Mit-eigentümerin des Hauses. Sie hat die Sommer ihrer Kindheit im Haus der Großmutter verbracht. Nach der Wende fordern die Erb*innen der Frau des Architekten das Haus und das Grundstück zurück. Ein Rechtsstreit folgt, den die Enkelin und ihre Familie verlieren. Sie muss das Haus aufgeben. Die Erb*innen verkaufen es. Die neuen Besitzer*innen lassen es abreißen und bauen auf dem Grundstück ein neues Haus.

Bildnachweise

Doris Kaplan: Moses-Mendelssohn-Zentrum
Potsdam, Brandenburgisches Landeshaupt-
archiv, Bundesarchiv, Jüdisches Historisches
Institut Warschau

Hedda Zinner: Deutsche Fotothek

Textnachweise

Jenny Erpenbeck: Kein Roman. Texte 1992
bis 2018. München 2018.

Jana Hensel / Wolfgang Engler: Wer wir sind.
Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein. Berlin
2018.

Der Text „Worum geht’s?“ und das „Who’s
who?“ sind Originalbeiträge für dieses Heft
von Tobias Kluge.

Volker Weidermann: Sie weiß sehr genau,
woher sie kommt. ZEIT ONLINE, 29.4.2024.

Max Frisch: Fragebogen. Frankfurt am Main
1992.

Jenny Erpenbeck: Über Doris Kaplan (Ori-
ginal: Über das 5. Kapitel des Romans Heimsu-
chung), in: Catani / Marx (Hg.): Über Grenzen.
Texte und Lektüren der deutschsprachigen
Gegenwartsliteratur. Göttingen 2015.

Georg Büchner: Woyzeck. Stuttgart 2023.

Walter Benjamin: Der Engel der Geschichte,
in: Benjamin: Über den Begriff der Geschichte.
New York 1942.

Hedda Zinner: Selbstbefragung. Berlin 1989.

Rose Ausländer: Daheim, in: Ausländer:
Wieder ein Tag aus Glut und Wind. Gedichte
1980–1982. Frankfurt am Main 1986.

Impressum

Herausgeberin: Niedersächsische
Staatstheater Hannover GmbH,
Schauspiel Hannover
Intendant: Dr. Vasco Boenisch

Redaktion: Tobias Kluge

Fotografie: Jörg Brüggemann, Ostkreuz

Gestaltung: Lamm & Kirch, Berlin;
Minka Kudraß, Schauspiel Hannover

Druck: QUBUS media GmbH

Gedruckt auf Recyclingpapier,
ausgezeichnet mit: Blauer Engel,
FSC® und EU Ecolabel zertifiziert.

Schauspiel Hannover
Prinzenstraße 9, 30159 Hannover
→ schauspielhannover.de

In der Fremde
daheim

Land meiner Muttersprache
sündiges büßendes Land
ich wählte dich
als meine Wohnung
Heimattfremde

wo ich viele
fremde Freunde
liebe

Rose Ausländer

